

Vom "Grünen Heinrich"

Autor(en): **Grüniger, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 12

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748130>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom „Grünen Heinrich“.

Zwanglose vergleichende Studien über die I. und II. Ausgabe, von Jakob Grüninger.

I.

Äußerlichkeiten.



Bekanntlich war der große Lebensroman Kellers Schmerzenskind. Die Lust und mannigfache Pläne zu diesem Werk trug Keller ein Jahrzehnt mit sich herum. Die Vollendung des letzten Bandes, des vierten, geschah unter einem gewissen äußern Zwang und einem wahrscheinlich noch viel größeren inneren, „buchstäblich unter Tränen“, und dennoch, wie es scheint, in seinem allerletzten Teile mit einer scheuen, unerfreulichen Hast.

Geschrieben wurde er in Berlin, wo sich G. Keller von 1850—1855 aufhielt. Die drei ersten Bände erschienen bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig, der vierte ebendasselbst 1855.

Die zweite Ausgabe ist eine ganz durchgreifende Umarbeitung und entstand 1879, also 11 Jahre vor dem Tode des großen Dichters.

Vergleichende Studien zwischen der 1. und 2. Ausgabe gewähren die reizvollsten Ergebnisse und zwar in vielfacher Richtung, z. B. betreffs Komposition, Charakterzeichnung, sowie in sprachlicher und sachlicher Hinsicht. Doch besteht hiebei das unangenehme, äußere Hindernis, daß die erste Ausgabe von 1854/55 heute eine große bibliographische Seltenheit geworden ist. Die Hauptursache hievon ist der Dichter selbst, der einen wahren Zorn ausgoß über sein Werk, und alle irgendwie erreichbaren Exemplare der ersten Fassung mit unerfreulichem Eifer sammelte. Es wird berichtet, daß er hievon den größten Teil erlangte und dann mit diesen Büchern einen Winter lang den Ofen einheizte. Noch mehr: daß der liebe, brummige Mann Zorn und Fluch über jenen Menschen ausdehnte, der es je wagen sollte, den „Grünen Heinrich“ wieder einmal in der ersten Fassung neu zu drucken. Er tat den lieblichen Wunsch, daß die Hand, die solches unternehme, verdorren möge.

So ist nun diese erste Ausgabe des „Grünen Heinrich“ eine erstklassige Seltenheit geworden. Mir ist ein Antiquar drei Jahre lang herumgerannt, bis es ihm gelang, ein erfreuliches Exemplar aufzutreiben. Das schlimmste ist dabei, daß nun jeder Privatbesitzer den großen Wert kennt.

Man spricht schon von drei-, vierhundert Mark in Deutschland, und es mag wahr sein, daß in ganz kurzer Zeit diese Preise noch steigen werden. Daß letztes Jahr ein nicht unbekannter und im Handel sehr routinierter Bücherantiquar (Hausknecht in St. Gallen) die vier Bände für 25 Fr. ausschrieb, war ein lustiges, oder unlustiges Versehen.

Die erste Ausgabe von 1854/55 und die zweite Fassung, die in der Sammelausgabe der sämtlichen Werke von 1883, als 1., 2., 3. und 4. Band erschien, zeigen auch äußerlich manche Unterschiede.

Der Titel der ersten Ausgabe lautet:

Der
Grüne Heinrich.
Roman
von
Gottfried Keller.

In vier Bänden.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn
1854.

Die zweite Ausgabe ist bekanntlich bei Cottas Nachfolger verlegt. Beidemale wird der gewaltige Stoff in vier Bände verteilt, deren Abschlüsse und Kapitelteilung aber nicht zusammenfallen: die Bandschlüsse nie, die Kapitel mit Unterschied. Die Anordnung in beiden Ausgaben ist folgende:

I. Ausgabe 1854.				II. Ausgabe.			
Der 1. Band enthält	9 Kapitel	in	396 Seiten	Der 1. Band enthält	21 Kapitel	in	205 Seiten
„ 2. „	8 „	„	456 „	„ 2. „	18 „	„	204 „
„ 3. „	6 „	„	359 „	„ 3. „	15 „	„	276 „
„ 4. „	15 „	„	483 „	„ 4. „	16 „	„	277 „

Trotz dieses scheinbar großen Unterschiedes der Seitenzahl der beiden Ausgaben mag, nach Spalten und Zeilen gemessen, der Inhalt der beiden Ausgaben annähernd der gleiche sein, indem die erste Ausgabe in kleinerem Format erschien und in Spalten, die um ein Drittel kleiner sind, als jene der zweiten. Die zwei wichtigsten Unterschiede der äußeren Form sind neben oder besser über die bereits genannten: die Vorrede Kellers in der ersten und die Titelüberschriften in der zweiten Fassung.

Die Vorrede ist in ihrer lebenswürdigen Ehrlichkeit, Offenheit, fast möchte man sagen, in ihrer kindlichen Naivität, ergötzlich zu lesen:

Von diesem Buche liegt der erste Band schon seit zwei Jahren, der zweite seit einem Jahr fertig gedruckt, während die Beendigung des dritten und vierten durch

verschiedenes Ungeschick bis vor kurzem verzögert wurde. Absicht und Motive blieben dabei unverändert dieselben, wie am ersten Tage der Konzeption, während in der Ausführung während mehrerer Jahre der Geschmack des Verfassers sich notwendig ändern mußte, oder ehrlich herausgesagt: ich lernte über der Arbeit besser schreiben. Die ersten Bogen dieses Romanes datieren noch aus dem Jahr 1847, die letzten entstanden in diesen Tagen, und die Entstehungsweise des Ganzen gleicht derjenigen eines ausführlichen und langen Briefes, welchen man über eine vertrauliche Angelegenheit schreibt, oft unterbrochen durch den Wechsel und Drang des Lebens. Man läßt den Brief lange Zeiträume hindurch liegen, man wird vielfältig ein Anderer Man hat den Brief mit einer gewissen, redseligen Breite begonnen, welche eher von Bescheidenheit zeugt, indem man sich kaum Stoffes genug zutraute, um den ganzen schönen Bogen zu füllen. Bald aber wird die Sache ernster; das Mitzuteilende macht sich geltend und verdrängt die gemütlich ausgeschmückte Gesprächigkeit und endlich zwingt sich von selbst, und noch gedrängt durch die äußern Ereignisse und Schicksale, nicht eine theoretische, sondern im Augenblick praktische Ökonomie in die in der Eile besonnene Feder, so daß nur das Wesentliche sich lösen darf aus dem Fluge der Gedanken, um sich gegen den Schluß des Briefes hin wenigstens so viel Raum zu erkämpfen, als nötig ist, mit der warmen Liebe des Anfanges zu endigen. So entsteht freilich nicht ein strenggegliedertes Kunstwerk, aber vielleicht ein um so treuerer Ausdruck dessen, was man war und wollte mit dem Briefe. Eine andere Frage ist es nun, ob das Gleichnis hinreiche, eine gewisse Unförmlichkeit vorliegenden Romanes zu entschuldigen oder zu beschönigen. Ich bin weit entfernt, dies versuchen zu wollen; einzig und allein möchte ich durch das Gleichnis die Hoffnung andeuten, der geneigte Leser werde wenigstens, wenn auch nicht den Genuß eines reinen und meisterhaften Kunstwerkes, so doch den Eindruck einer wahr empfundenen und mannigfach bewegten Mitteilung davon tragen. — Besagte Unförmlichkeit hat ihren Grund hauptsächlich in der Art, wie der Roman in zwei verschiedene Bestandteile auseinander fällt, nämlich in eine Selbstbiographie des Helden, nachdem er eingeführt ist, und in den eigentlichen Roman, worin sein weiteres Schicksal erzählt und die in der Selbstbiographie gestellte Frage gewissermaßen gelöst wird. Der eine Teil ist viel zu breit, um als Episode des andern zu gelten und so bleibt nur zu wünschen, daß die Einheit des Inhaltes beide genugsam möge verbinden und die getrennte Form vergessen lassen. — Über den eigentlichen Inhalt weiß ich hier nichts zu sagen, als daß man das Buch leider als ein Tendenzbuch wird ansehen können, während es in der That nur insofern ein solches ist, als es mit Absicht nichts verschweigt, was in den notwendigen Kreis seines Stoffes gehört. Stoff und Form aber will ich hiermit bescheidenst dem ungewissen Stern jedes ersten Versuches anheim stellen.

Berlin, 1853.

Der Verfasser.

Es ist wohl nie zu einem bedeutenden Dichterwerk eine Vorrede geschrieben worden, die in so bescheidener Ehrlichkeit die Entstehungsweise und den Grund derselben angibt, und dabei so nette Zugeständnisse macht wie diese: „ich lernte über der Arbeit besser schreiben“, traute mir im Anfang kaum dieses Gelingen zu, „den ganzen schönen Bogen zu füllen“. Darum wurde mit „gewisser redseliger Breite begonnen“, um dann zu gestehen, „bald aber wird die Sache ernster“. Wer den ganz wunderbaren Gedankenüberfluß des „Grünen Heinrich“ in der ersten Ausgabe kennt, wo ja allerdings der breite volle Strom oft aus seinem Lagerlauf heraustritt und alle Täler und Ebenen überflutet wie der Segen des

Nil im alten Agypterlande — der weiß, was er zu denken hat vom „Füllen der schönen Bogen“, da ja gerade die ganz erdrückende Last einer riesenhaften Gedankenwelt es war, die den technisch noch wenig erfahrenen Dichter bisweilen verwirrte.

So wenig ernst also dieser erste Teil der Vorrede von uns zu nehmen ist — von uns, denn Keller selbst war es bitter ernst dabei — um so begründeter sind die Bedenken, die Keller der Erstausgabe seines „Grünen Heinrich“ in technisch kompositioneller Hinsicht mitgegeben hat.

Man sagt, es sei zum Wesen der Lyrik etwas Hyperbel und etwas übertreiben nötig und zwar sowohl im Werke als in der Person des Verfassers, in der Epik scheint das nach Kellers Ansicht nicht der Fall zu sein, im Ernst aber ist es ergreifend und entspricht ganz und gar dem sinnigen, sich niemals genügenden Wesen des großen Dichters, wenn er uns gleich am Anfange damit bekannt macht: daß er selber wisse, sein Werk habe diese oder jene Mängel; wer die Fähigkeit besitze, sie einzusehen, möge nun auch die Gunst gewähren, sie zu übersehen und dabei die Vorzüge dennoch mit freudigem Herzen genießen.

Seltam ist mir in dieser Vorrede immer ein Zug erschienen, der gewissermaßen einen Widerspruch enthält, zwischen dem Helden des Romans und seinem Vorbilde, dem Verfasser selber. Der „Grüne Heinrich“ im Roman ist ein verwunderlicher Geselle, geisttief, beschaulich, von fast unausrottbarer Menschengüte, in dem der hellste Optimismus mit dem dunkelsten Pessimismus zu einer lebenswahren Einheit vermählt ist, ein Gedankenbohrer, ein Grübler und Draufgänger in einem Zuge, aber in jeder eigenen Glückslage ein absonderlich unentschlossener, niemals endender Mörgeler und Zauderer. . . . Das Seltame ist nun, daß Keller, der unbedingt mit der größten Vorsicht und unter manchen bangen Zweifeln, die auch den Besten anfallen, doch so fröhlich den Wurf wagte und seinen „ersten Versuch dem ungewissen Stern“ doch so mutig anvertraute.

